

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Durch Schmerzen empor [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Durch Schmerzen empor.

Novelle von **Jacob Voßhart.**

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



er mürrische Geselle wußt nicht. Er wurde mit jeder Stunde verdrossener und ungebüldiger; immer ungestümmer riß er an den Thüren, immer lauter ächzten die ihm widerstrebenden Balken, immer schwerer wurde das Atmen in dem gemarterten Hause.

Als der Tag bleich durch die Scheiben in die Kammer brach, fuhr plötzlich Lene in die Höhe, warf sich über das Bettchen und schrie, daß es die Mutter im Herzen fror: „Er stirbt uns, Mutter, er stirbt uns! Hilf! Hilf!“

Mit den letzten Sternen draußen war Edi erloschen.

Lene gebärdete sich wie rasend über der kleinen Leiche: „Oh, mein Edi, erwache wieder, oh mein Sor-genbrech, bleib bei mir, bei der Mutter!“ So klagte sie in einem fort, während der Eichvree die stillen Thränen in den Schoß flossen; sie wußten beide, daß ein guter Trost und eine große Kraft aus ihrem Leben geschieden war.

Als die Morgensonne in die jammererfüllte Kammer blickte, richtete sich die Eichvree auf, zog die Tochter zu sich empor, und nun umschlangen sich die beiden und preßten Brust an Brust und Wange an Wange, zum ersten Mal in ihrem Leben, als müßte eine der andern ein Pfleiler sein. So nah hatten sie einander noch nie gestanden, ihre Arme bebten, wie sie sich hielten, und ihre Thränen flossen ineinander wie ihr Schmerz.

Verhältnismäßig ruhig kleideten sie dann den ent-schlafenen Eichhofbauer in sein Sonntagsgewändchen, die Hosen, die sie ihm mit so viel Lust verfertigt und mit so viel Stolz angezogen hatten, falteten ihm die Händchen über der Brust und legten ein paar Frühlingsblumen darein. Dann stieg die Eichvree ins Dorf hinab, um das Totenbäumchen zu bestellen, während Lene bei der kleinen Leiche blieb und mit ihr redete, als stecke die Seele noch drin. Wenn die Blumen in den kalten Händchen die Köpfe sinken ließen, holte sie frische und

hüllte den Tod in das bunte, duftende Gewand des Lenzes.

An einem strahlenden Frühlingstag fand die Beerdigung statt. Es war ein kleiner Zug, der vom Eichhof zwischen blühenden Bäumen und grünenden Hecken niedergestieg: voraus die Hebamme der Gegend, eine starke, untersezte Frau, die den kleinen, mit einem schwarzen Tuch bedeckten Sarg auf dem Kopf trug, wie Bäuerinnen gewohnt sind, ihre Körbe zur Stadt zu bringen. Hinter ihr, schweigsam und den Blick zur Erde gerichtet, Mutter und Großmutter.

In den Gehöften, an denen der bescheidene Zug vorbeikam, schlossen sich noch einige Leute an, mehr dem Brauch sich fügend, als von Teilnahme getrieben. Wenn sie aber den beiden Frauen die Hand drückten und ihnen ihr „Tröst’ euch Gott!“ sagend, ins Gesicht blickten, wurden sie mit Erstaunen gewahr, daß man auch um ein vaterloses Bübchen aufrichtig in Trauer sein kann, und sie folgten dann der kleinen Leiche gesammelten Geistes, als hätte das Knäblein auch ihnen nahe gestanden.

Aber das waren die Ausnahmen. Die andern, die den ärmlichen Leichenzug hinter ihren Fensterscheiben oder von ihren Ackerneus aus betrachteten, fanden, der Herrgott sei troß allèdem ein guter Mann: wohl schicke er zuweilen etwas Unbequemes, nehme aber auch manchem eine verdiente Bürde ab.

Über Lene wurde manches unfreundliche Urteil gefällt; denn das Volk ist seltsam in seinen Gedankengängen. Es mag ein Mädchen Hochzeit und Kindstaufe am gleichen Tag feiern, das läßt man gelten und nimmt keinen Anstoß daran, aber wehe der Verlassenen! Da wird nicht gefragt: „Wer trägt die Schuld?“ da wird nicht im eigenen Busen Musterung gehalten, noch den Steinen nachgeforscht, an denen man selber glücklich vorbeikam oder über die man gestolpert ist: wenn sich auch die eine oder andere heimlich gesteht: „Es hätte

dir auch so ergehen können," so rümpft sie erst recht die Nase, damit jedermann daran die Reinheit ihres Herzens ablese. Die Männer stimmen mit stummem Kopfnicken zu und freuen sich über die Tugend ihrer Weiber, bei der sie so vorteilhaft wegkommen.

Lene indessen sah die krausgezogenen Nasen und hämischen Mäuler nicht, ja, sie gewahrte kaum, daß sich Leute zu ihr gesellten; denn sie wandelte auf dem ganzen Weg wie im Traum. Ihr war, sie müsse sich nur einmal tüchtig rütteln, um die Frau, die mit dem Sarg vor ihr schritt, versinken zu lassen. Als man

aber unten im Friedhof anlangte und den Schrein in die Grube senkte, da begriff sie, daß es Wirklichkeit war, und sie schien sich im Schmerz aufzulösen; man mußte sie mit Gewalt in die Kirche ziehen.

Der Pfarrer, ein körperlich und geistig kurzichtiger Mann, war in der Meinung gekommen, er müsse diesmal ein Stück Freude ins Grab segnen, und obwohl er jetzt durch seine blaue Brille in verschwommenen Umrissen sah, daß er sich geirrt haben könnte, so fühlte er

sich doch nicht veranlaßt, die Abdankung, die geschrieben vor ihm lag, abzuändern. Er war entschlossen, dem Mädchen, das er seit langer Zeit nicht mehr in der Kirche gesehen hatte, einen Denkzettel auf den Weg zu geben, indem er auf den sündhaften Ursprung ihres Knäbleins anspielte und ausführte, wie der Kirchenbesuch und der Verkehr mit Gott vor bösen Begierden und Sündenfall bewahre. Er betrachtete Lene als eine Sünderin mit verstocktem Herzen, der man den Text lesen müsse, wenn sich Gelegenheit biete. Das Mädchen aber vermochte seine Worte nicht zu ertragen und verließ schluchzend die Kirche, wodurch der Geistliche in

seiner Meinung noch bestärkt wurde. Das war ihm noch nie begegnet.

Lene eilte auf Flurwegen, um niemand zu begegnen, dem Eichhof zu, und als sie oben in dem öden Haus angelangt war, schrie sie noch lauter auf als in dem Augenblick, da der Tod ihr das Knäblein schlug.

Eine Stunde später fand die Mutter sie noch immer fassungslos. Sie ließ sie mit ihrem Schmerz ringen und hadern, bis sie sich ganz erschöpft hatte, erst vor dem Schlafengehen sagte sie zu ihr: „So, Kind, jetzt müssen wir es halt wieder tragen. Es wird nun, so Gott will, das Letzte sein, was über uns kommen mußte. Was könnte noch folgen? Ich glaube, wir sind am Ende. Und wenn ich es recht überdenke, so will mir dünken, es sei unserm Edi fast wohl geschehen. Ja, ja, Lene, fast wohl geschehen! Denk nur, was für ein Leben an ihn gekommen wäre! Jedermann hätte geglaubt, er dürfe an ihm die Schuhe abpußen, man hätte ihn verhöhnt, ihn nach seinem Vater gefragt und ihm zugerufen, er sei ein „Unehrlicher“. Man weiß ja, wie das geht, und wer kann sagen, was bei diesen Unfechtungen aus ihm geworden wäre! Der Herrgott wird schon wissen, was er gethan hat.“

So sprach sie, obwohl auch ihr der Tod des Knäbleins so nahe ging, als ihr je ein Tod gegangen, und die Schmach, die der Pfarrer ihrer Tochter zugefügt, nicht minder. Lene begriff sie nicht und zürnte ihr fast ob des so zeitig gekommenen Trostes. Sie wußte eben nicht, was ein langes, elendes Leben aus uns hämmern kann.

Es ist in Lütiswil Brauch, ein frisches Grab auf den Sonntag mit Blumen zu schmücken, und Lene wollte auch ihrem Edi die Ehre antun. Aber da sie sich am hellen Tag nicht auf den Kirchhof wagte, wo sie vom Pfarrer, wie auch von Hans und Hermine sicherlich gesehen worden wäre, wartete sie am Sonnabend die dunkle Nacht ab, bevor sie mit den Blumen, die sie in Anger und Garten zusammengesucht hatte, ins Dörfchen hinabstieg. Es schauderte sie, als sie das knarrende Gitter auffstieß und sich in den Kirchhof schlich; denn ihre Mutter war abergläubisch und hatte ihr in der Kindheit manchen Spuk erzählt. Sie überwand die Scheu und das Grausen und zierte das Grab, so gut sie es bei dem spärlichen Sternenlicht und mit ihren vor Erregung zitternden Händen vermochte. Dann legte sie das Gesicht auf den frischen Erdhügel und weinte sich die Not für einmal wieder aus der Seele.

Die Leute, die tags darauf vor oder nach dem Gottesdienst durch den Friedhof gingen, wunderten sich über den frischgeschmückten kleinen Hügel, und einer sagte zum andern: „Das hätte ich nicht erwartet! Das muß der Brynerhans oder seine Frau besorgt haben. Es ist doch schön von ihnen!“



DIESCHWEIZ
15735.

Da in jenem Sommer und in den folgenden Jahren Edis Grab zur Sommerzeit nie ohne Schmuck war und man doch niemand entdeckte, der die Blumen hinlegte, wurden die Leute in ihrer Meinung immer mehr bestärkt, und es verging kein Sonntag, ohne daß das Wort gesprochen wurde: „Es ist doch schön von Bryners, das muß man sagen. Die Eichhofer hätten den Verstand ja doch nicht!“

* * *

Im Eichhof wurde nun das Leben wieder so erbärmlich wie nach dem Tod des Vaters. Wortlos lebten die Frauen neben einander hin und waren froh, wenn das Jahr recht viel Arbeit brachte und zum Sinnen und Grümen wenig Zeit ließ. So mußte das Gütchen ihr Unglück nicht entgelteln, es war vielmehr besser besorgt als je, und wer zufällig auf den Hof kam, die wohlbestellten Flecker und das Häuschen in seiner Sauberkeit und Freundlichkeit sah, konnte nicht ahnen, wie viel Kummer und Haß daselbst häufte. Wer aber die dunklen Gestalten und die ernsten Gesichter der beiden Bewohner zu sehen bekam, der mochte denken: „Das Nest ist gefälliger als die Krähen, die darum flattern.“

Einst hatte Lene oft in müßigen Stunden aus ihrer Einsamkeit hinabgeschaut, sich in die Ferne gesehnt und sich Flügel gewünscht; jetzt wäre ihr am liebsten gewesen, es hätte sich rings um den Hof eine hohe Mauer getürmt. Alles, was aus der Welt zu ihr drang, that ihr weh; denn es erinnerte sie an ihre erstorbenen Mädchenträume und an ihr letztes Glück, das unten im Friedhof lag. Schnitt sie im Acker das Korn und drang weit her das Jauchzen der Schnitter zu ihr herauf, so kam es manchmal wie Wut über sie, Wut gegen Gott und die Welt und sich selber, und sie schlug dann die Sichel grimmig in die Halme und in die Finger, sodaß sich die Stoppeln rot färbten. „Hätte ich nur meines Bühleins Grab hier oben,“ stöhnte sie, „ich könnte das Jubilieren eher ertragen! Oh, daß ich meinen Sorgenbrech verlor!“

Und kam der Winter ins Land und schüttelte seinen Schneefack über Flur und Weg aus und brach der Sylvesterabend herein, so dachte sie immer wieder: „Hätte ich nur wenigstens mein Grab hier oben.“ Und so war's im Lenz, wenn die Bäume grünten, und im Herbst, da sie welkten: Hätte sie nur nichts Liebes drunten im Land, sie könnte es eher ertragen.

Von dem, was in der Welt vorging, erfuhren die zwei Frauen nicht viel und begehrten nicht mehr. In jeder Jahreszeit kam einmal ein Krämer zu ihnen herauf, um sie mit Kaffee und Zucker, Seife und Soda zu versorgen. Er war von Natur nicht mitteilsam, und da man ihn nicht fragte, sah er sich auch nicht veranlaßt, zu berichten, was in Lüttiswyl und der Enden

geschehe oder geschehen sei. Gesprächiger war der Pfannenflicker, der einmal jährlich den Weg nach dem Eichhof unternahm und Stunden weit im Umkreis in allen Küchen eine bekannte und wohlgesittete Person war. Denn er sah mit seinen verschmierten Augen nicht nur die Schäden der Pfannen und Kessel, sondern auch die des Familienlebens und der Herzen, und seine Zunge war lose genug, die gemachten Entdeckungen mit Anspielungen und halben Worten den näheren und ferneren Nachbarn bekannt zu geben. Trat er in eine Küche, so ruhten darin die Hände; die Ohren aber wurden gespitzt und die Mäuler nach allen Möglichkeiten verzogen und gestülpt und gefalzt; denn der Pfannenflicker war von lebhafter Art: er konnte nicht sprechen, ohne Grimasen zu schneiden und steckte damit auch die Nüchternsten an. Diese unterhaltliche Kunst trug ihm manch Schöppchen Apfelwein und nur zu oft ein Gläschen

Gebrautes ein, was sich auf seinem Gesicht deutlich genug bekundete; er war denn auch weit und breit unter dem Namen „Glühwurm“ bekannt, und in aller Mund war das Scherwort: „Er muß jeden Morgen seine Nase mit Asche fegen; denn über Nacht setzt sich Grünspan dran.“ Er aber ging darauf ein, und wenn er eine Küche verließ, vergaß er selten die Frage: „Darf ich etwas Asche einstecken? Ihr wißt ja, wozu!“

Vom „Glühwurm“ erfuhren die Eichhofbäuerinnen, ohne es zu begehrn, manches von dem, was unten in Lüttiswyl in dem gebrechlichen Haus neben der „Linde“ vorging. Hans und Hermine bekamen fast jedes Jahr ein Kind. „Sie vermehren sich wie Kaninchen,“ pflegte der Pfannenflicker in seiner derben Weise zu sagen. „Die Jungen sind zäh wie Farrenleder und verdauen Scharlach und Bräune und Masern, wie anderer Leute



DIE SCHWEIZ
1938

Kinder Süßholzsaft. Die vielen Krankheiten aber kommen an die Brynerschen Engerlinge, weil die Mutter auch gar zu akkurat ist und meint, die Kleinen müssen jedes Vierteljahr einmal gewaschen und gestriegelt sein, als ob es nicht genug wäre, das Werk je am Sylvesterstag für das ganze Jahr zu besorgen. Sie selber aber solltet ihr sehen, wenn sie sich sonntägtigt! Wenn ich sie mit meinen ruhigen Augen ansehe, ist mir immer



Angst, ich mache ihr einen Flecken auf's Kleid. Man würd' dem Brynerhans nicht zutrauen, so viel aus seinem mageren Gütchen zu schlagen. Nun, das ist seine Sache; ich aber denke manchmal, es sollte an jedem Geldstück ein Kettknödel hängen, damit man es anbinden könnte."

So etwa schwäzte der Pfannenflicker. Da er über die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Eichhof und Lüttiswyl völlig im Klaren war, glaubte er kein "Gebiß" auf seine Zunge legen zu müssen. Man ließ

ihn plaudern, ohne sich stark um ihn zu bekümmern, und er wunderte sich stets über die Hände im Eichhof, die trotz seiner Gegenwart sich so eifrig zu rühren vermochten. War er gegangen, so überdachten freilich die beiden Frauen jede für sich, was sie vernommen hatten. Sie sahen für Hans und Hermine eine schlimme Zukunft voraus; denn daß der Glühwurm wohl übertrieb, aber nicht aus der Luft griff, wußten sie wohl. Die Eichree war bekümmert; in Lene aber blieb der Haß lebendig; ja, bei dem einsamen Leben und Zuhören am alten Gram und Unglück, wuchs ihre Verbitterung von Jahr zu Jahr, und oft machte sich ihr Gross in den Worten Lust: „Es geschieht ihnen immer noch nicht, wie sie es verdienen!“

Als der Pfannenflicker zum siebenten Mal seit Hermannes Hochzeit im Eichhof einkehrte, nahm er einen Augenblick war, da er mit Lene sich allein befand und sprach: „Eure Schwester läßt euch grüßen!“

„Wie? Sie hat mich nicht zu grüßen!“

„Sie thut es aber, Jungfer; denn es steht übel mit ihr. Seit der Geburt ihres Kleinsten ist sie nur noch der Schatten von der Hermine, die ihr kennt. Sie fürchtet . . . sie ängstigt sich . . . sie möchte gern, daß ihr zu ihr ginget, da sie nicht zu euch kommen kann. Ihr zwei seiet doch Schwestern, meinte sie.“

Lene schlug eine Flamme ins Gesicht. „Wie? Schwestern? Ich habe keine Schwester mehr. Sagt ihr das, wenn sie fragen sollte!“

„Aber, gefäßt, sie habe schon einen Fuß im Grab? Gefäßt, sie fühle das und denke an ihr Raupennest, in dem es nur so krabbelt, und meine . . .“

„Gebt euch keine Mühe! Es sitzt zu tief da drin! Das hört erst ganz auf, wenn wir beide sechs Fuß unter dem Erdboden sind!“

„Ihr könnt rechtschaffen hassen,“ sagte er und fing an, die Beulen aus einer Pfanne zu klopfen. Wie er so recht im Zug war, stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Ich möchte ihr so auf ihren harten Kopf dengeln!“

Das Jahr darauf kam er früher im Herbst als sonst. Zur Arbeit schien er nicht recht aufgelegt und verlangte ein Glas Most zur Vorbereitung. Während die Mutter seinem Begehr gemäß in den Keller flog, sagte er zur Tochter: „So, nun hat sie es überstanden!“ Dabei wies er mit der Hand zum Fenster hinaus nach Lüttiswyl hinunter.

Sie begriff. „Ist Hermine tot?“

Er nickte. „Seit gestern, nun wird es euch wohl sein, Jungfer.“

Lene war seit einem Jahr auf diese Nachricht gesaßt, und doch gab sie ihr jetzt einen Stoß, sie wußte nicht, wie es zuging. Sie wehrte sich gegen die Bewegung, sie

wollte sie nicht aufkommen lassen und fühlte, daß sie ihr machtlos gegenüberstand. Der Haß hatte sich so tief in ihre Seele genagt, daß sie meinte, Herminens Hinschied ruhigen Herzens ertragen zu können, wie denjenigen irgend eines gleichgültigen Bekannten; aber nun erfuhr sie, daß die Kraft des Blutes größer ist als die des Grossen und des Willens. Unwillkürlich krampfte sich ihr das Herz zusammen, das Atmen wurde ihr schwer, ein beklemmender Ring legte sich um ihren Hals, und der Gaumen schien ihr einzutrocknen. Sie erhob sich, um besser Luft schöpfen zu können, und ihre Hände drückten sich gegen die mit sich selber ringende Brust. Es schüttelte sie wie ein Fieberanfall.

Und jetzt klang ihr auch das Wort des Kesselflickers in den Ohren nach: „Nun wird es euch wohl sein!“ Wohl sein! Ja, wohl sein! Wie durch einen Zauber stieg vor ihr die Zeit auf, die in allem das Gegenteil der Gegenwart war, die Zeit, da ihr wirklich wohl war, die Jugend. Sie sah Hermine, das lustige, ausgelassene Kind vor sich und fühlte durch die langen, langen Jahre hindurch die wohlthätige Wirkung, die einst von dem Tollkopf ausgegangen war. Hermine war in der Jugend nie länger als fünf Minuten verstimmt oder übler Laune gewesen und hatte nichts Trauriges um sich geduldet. Wie oft hatte sie der schwerblütigen Schwester mit einem ihrer närrischen Einfälle über einen Kummer hinweggeholfen! Wie viel war eine der andern auf dem gottverlassenen Hof gewesen! Jetzt war sie also tot! tot!

In der Küche wurden die Schritte der Mutter hörbar, und nun erschien die gebeugte Gestalt unter dem weiß gewordenen Haar, mit den tief eingegrabenen Kummerzügen, in der Thire, ahnungsgenos, in Gedanken mit den Kesseln und Pfannen beschäftigt, die geslickt oder verzinkt werden sollten.

„Es wird ihr einen harten Stoß geben,“ dachte Lene und fand den Mut nicht, ihr die Trauerbotschaft selber zu verkünden. Sie verließ hastig die Stube, und als sie draußen auf der Treppe anlangte, atmete sie tief auf und kämpfte eine Thräne nieder, die sich ihr ins Auge stehlen wollte.

„Sie hat nicht verdient, daß du um sie weinst!“ raunte der Haß in ihr; aber seine Stimme hatte die alte Kraft verloren. Wo Lene hinklickte, sah sie Herminens Mädchengestalt, lustig, lachend, auf tolle Streiche bedacht; dort hinter dem Brunnenstock verborgen, um der arglos nahenden Schwester mit der Hand einen Wasserstrahl ins Gesicht zu spritzen und dabei zu lachen, hell wie ein Silberglöcklein; dort im Garten, wo sie in den wenigen Blumen gottlos häusste und sich in Eitelkeit das pechschwarze Haar mit einem leuchtenden Kranz schmückte; dort beim Apfelbaum mit dem von Wind und

Schnee niedergedrückten Stamm. Als einst Lene ein schlechtes Gewissen hatte und sich vor der strafenden Hand des Vaters in die Neste des Baumes geflüchtet, hatte sich Hermine keck am Fuß des Stammes aufgepflanzt und so den Aetti erwartet, der herbeikam, um den schlimmen Vogel aus den Zweigen zu holen. Er war im Zorn; sie aber bot alle ihre Schalkheit auf, bis sein Ärger zerbröckelte und er, um nicht lachen zu müssen, abzog... Unfern von diesem Apfelbaum, da wo das Gras stets üppiger gedieh als anderwärts, befand sich der verlassene Friedhof. Dort hatten die Schwestern alles, was sie tot antrafen, begraben: junge, aus ihren Nestern gefallene Spatzen und Schwalben, Spitzmäuse, die die Käse nach



der Mordhat hatte liegen lassen, Schmetterlinge mit entfärbten Flügeln, Goldkäfer, die selbst im Tod in gelb-grünem Glanz schimmerten, von einem Hagelwetter auf dem Eichbaum erschlagene und zur Erde geschleuderte Finken und Meisen. Dies und noch viel anderes lag dort unter dem fetten Matsen; Hermine hatte jeweilen die Beerdigungen so ernst genommen, daß ihr empfundene Thränen über die Backen ließen, womit sie die weniger phantastische Schwester dermaßen ansteckte, daß sie eine Leichenrede hielt, fast wie der Pfarrherr am Grab einer Schulgefährin eine gehalten hatte.

In der hintersten Ecke des Baumgartens, wohin Lene bei ihrem von der Erinnerung geleiteten Gang gelangte, stand ein alter mächtiger Birnbaum, den die Zeit und das Wetter so auseinandergerissen und gehöhlt hatten,

dafß die zwei Kinder zur Not darin Platz fanden. Der Raum diente ihnen bald als Schulhaus, bald als Kirche und zu andern Zeiten wieder, wenn sie „Mutter und Kind“ spielten, als Stube. Dorthin auch verzogen sie sich, wenn ein großer oder kleiner Kummer über eine von ihnen oder über beide gekommen war. Wie oft hatte Lene daselbst in Thränen gewartet, bis die muntere Schwester sich zu ihr gesellte, rasch und schwirrend gleich einem Vogelflug, um sie mit ihrer Heiterkeit anzustechen und aufzurichten!

Lene blieb unter dem ehrwürdigen Baum, der so herbe Birnen und so süße Erinnerungen trug, stehen,

und alles, was dort geschehen, trat ihr wieder vor die Seele; ihr war, die gute Zeit sei erst gestern noch gewesen und alles, was zwischen dem Damals und dem Heute liege, sei nur ein verworrender Traum. Sie meinte sich nur umdrehen zu müssen, um das wilde Kind bei eilen zu sehen, nur den Schlaf abschütteln zu müssen, um die helle Stimme zu hören.

Wieder schnürte sich ihr die Kehle zu und drängten sich die Thränen mit Gewalt hervor, und wieder erhob der Haß seine Stimme: „Ja, damals war sie gut, aber nachher, nachher! Es ist zu viel . . .“

(Fortsetzung folgt).

Die Spinne.

Aus dem Tagebuch des Professors Hubert Lasneret. Novelle von Isabelle Kaiser.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Doch folgte meiner Frau in ihre Gemächer. Sie maß mich mit einem rachsüchtigen Blick. Ich sah, wie ihre Hände, die den Abendmantel lösten, bebten. Aber ich ehrtete ihren heimlichen Zorn nicht. Ich hatte sie aus dem Theater geführt vor Schluß der Vorstellung, weil der unvermeidliche Herr von Bouteville sich in den Zwischenakten in der Loge vorstelle und ich es satt hatte zu sehen, wie das hochmütige Antlitz Barbaras, das für mich stets in bittern Gross erstarrt scheint, sich wundersam mildert, um diesem Mann zuzulächeln. Eine Sonnenflamme durchleuchtete ihre stahlfarbenen Augen, diese Flamme, die meine ganze Liebe niemals zu erwecken vermochte.

Man zischelte um uns her, . . . mir war es, als beohrfeigten mich all diese hämischen Blicke. Mit einer leisen, herrischen Stimme, die sie wohl kennt, befahl ich ihr, heimzufahren.

Sie folgte, aber mit einer stummen Auflehnung ihres ganzen Wesens, und im Coupé tauschten wir kein Wort mit einander. Ich fühlte jedoch, daß sie mich insgeheim mit tödlichen Schimpfworten überhäufte.

Sie wollte ihre Thür vor mir verschließen, wie jeden Abend; aber ich trat mit erzwungener Ruhe ein, entschlossen, eher einen unwiderruflichen Auftritt herbeizuführen, als weiter in diesem erniedrigenden moralischen Schweigen zu verharren.

„Barbara!“

Sie antwortete nicht. Alle ihre Muskeln spannten sich zum kommenden Streit. Sie ging im Zimmer auf und ab, wie wenn ich nicht da wäre, warf ihre Armpangen auf ein Möbel, ihre Ketten auf ein anderes, mit der Gebärde und dem Geflirr einer Gefangenen, die ihre Fesseln sprengt. . .

„Wann wirst du aufhören mich mit dieser Koketterie zu quälen?“

Sie lachte kurz auf. „Ha, schon wieder! Wann du aufhören wirst, mich mit deinem Verdacht zu belästigen.“

„Wagst du zu behaupten, daß er unbegründet sei?“

„Er ist, was dir beliebt . . . aber verschone mich künftig damit . . . sonst . . .“

„Sonst?“

„Bah, was weiß ich . . . ich würde von dir gehen!“

„Barbara, das thätest du?“

„Tawohl, und mehr noch!“

„Nimm dich in acht!“

„Nimm du dich selbst in acht, . . . ich hasse dich!“

Ihr Antlitz erstarnte in bösartiger Härte, ihre Stimme pfiff wie eine Kugel durch die Luft. Ich fuhr zurück, von Schmerz betäubt. Es war nicht das erste Mal, daß sie mir solche Worte entgegenfleuderte; aber noch niemals vernahm ich aus ihrem gärenden Haß eine so racherfüllte Drohung.

Ich fühlte mich ihr plötzlich überlegen durch die Gnade meiner großen Liebe.

„Du hassest mich? Wohlan! Doch vergiß nicht, daß ich dich liebe.“

Sie lachte höhnisch: „Schöne Liebe, wahrlich, die mich mit Verdacht steinigt und mit Eifersucht tötet . . . ich kenne andere . . .“

„Schweig, Barbara! Rede nicht von diesem Menschen, er ist nicht würdig den Staub zu betreten, wo du gewandelt . . . er ist ein Egoist — ein . . .“

„Ich verbiete dir, ihn zu schmähen . . . er liebt mich . . .“

„Bah, diese Männer lieben nur sich selber und sind den Weibern nur dankbar für alles, was sie ihnen verweigern . . . Warum hat er dich nicht geheiratet, als du frei warst?“

Ich verbeiße meine Lippen; aber der Satz ist mir entschlüpft.

Sie fährt empört auf: „Wie, Sie können noch fragen . . . haben Sie mich nicht gegen meinen Willen geheiratet, als ich mit Herrn von Bouteville beinahe verlobt war?“

„Fragen Sie Ihren Vater!“ werfe ich leicht hin.

„Die Toten reden nicht mehr!“ entgegnet sie rauh.

„So wenig, als ich reden werde, Sie können mich nicht zu einer Rücksichtlosigkeit zwingen. Es könnte Sie gereuen!“

„Ebensoehr, wie Sie die reiche Mitgift!“ raunte sie mit feiger Ironie.

Ich blieb ruhig unter der Beschimpfung . . . Wird